

2

Werte in der Gesellschaft – Werte der Gesellschaft

Andreas Urs Sommer

2.2 Wertegesellschaft – Werte in Gesellschaft? Quecksilbrigkeit als Chance

1	Werteallgegenwart	96
2	Werteernüchterung	98
3	Werteersteinerung	101
4	Werteerflüssigung	103
	Das Wichtigste in Kürze	106
	Literatur	107

1 Werteallgegenwart

»Deutschland und Amerika sind durch Werte verbunden: Demokratie, Freiheit, Respekt vor dem Recht und der Würde des Menschen, unabhängig von Herkunft, Hautfarbe, Religion, Geschlecht, sexueller Orientierung oder politischer Einstellung. Auf der Basis dieser Werte biete ich dem künftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Donald Trump, eine enge Zusammenarbeit an« (Merkel, 2016). Die Beschwörung der Werte, mit der Angela Merkel am 9. November 2016 in einer offiziellen Stellungnahme die Wahl Donald Trumps kommentierte, hat einigen Widerspruch provoziert. Kommentatoren monierten, es stünde der deutschen Bundeskanzlerin schlecht zu Gesicht, dem gewählten US-Präsidenten moralischen Nachhilfeunterricht zu erteilen, als handle es sich bei ihm um einen beliebigen afrikanischen oder zentralasiatischen Diktator. Auch sei es seltsames politisches Gebaren, dem künftig mächtigsten Mann der Welt vorab die Bedingungen zu diktieren, unter denen die Kanzlerin bereit sei, mit ihm zusammenzuarbeiten. Viel weniger Aufmerksamkeit hat in der Presse der Umstand gefunden, dass Merkel überhaupt von Werten redet in einem Augenblick, wo diplomatisches Geschick gefragt wäre und vielleicht so etwas wie entschlossenes Markieren der Interessen Deutschlands.

Dass die Kanzlerin die Werte beschwört, ist in der Tat nichts Neues: 2015 war es das prominente Statement »Wir sind ein Europa der Werte« (Merkel, 2015; zur Diskussion Sommer, 2016, 153 ff.), mit dem sie ihre Landsleute davon zu überzeugen suchte, es sei geboten, allen zu uns kommenden Flüchtlingen Asyl zu gewähren. Dass die Berufung auf Werte so wenig irritiert, liegt nicht nur daran, dass die Kanzlerin inflationären Gebrauch davon macht, und es also eher überraschen würde, wenn die Werte einmal in der Mottenkiste blieben. Vielmehr hat sich die Rede von Werten derart flächendeckend ausgebreitet, dass sie bei keiner Erörterung von tatsächlichen oder vermeintlichen Grundsatzen fehlen darf.

Wer im politischen Geschäft Werte in Anspruch nimmt, kann einerseits unterstellen oder der Hoffnung Ausdruck geben, der jeweils andere teile sie und stelle sich auf dieselbe Grundlage. So agiert die Kanzlerin im Blick auf den

neuen Präsidenten; sie umarmt und umgarnt ihn mit den Werten, bei denen sie Gemeinsamkeit erhofft. Andererseits dient die Inanspruchnahme von Werten oft genug auch der Ab- und Ausgrenzung, unterstellend, der jeweils andere sei ein werteloser, wertefeindlicher Geselle. Ein beliebiges Beispiel dafür aus der qualitätsmedialen Fernsehberichterstattung: »Wolfgang Bosbach, den wir als Bundestagsabgeordneten und stetigen Talkshowgast noch vermissen werden, sagt es ebenfalls deutlich: Die Trennlinie verläuft nicht zwischen den Religionen, sondern da, wo – ›im Namen des Islams‹ – Werte gepredigt werden, die im Gegensatz zu unserem Grundgesetz stehen. Wobei man ›Werte‹ an dieser Stelle in doppelte Anführungszeichen setzen sollte. Denn mit ›Werten‹ hat der politische Islam nichts zu tun. Er bemäntelt vielmehr ›barbarische Grausamkeit‹ (Bosbach) mit einer vermeintlichen Wertediskussion« (Hanfeld, 2016).

Nun wäre es interessant zu erfahren, ob Michael Hanfeld dem »politischen Katholizismus« ebenso schlankweg die Wertebindung abspräche wie dem »politischen Islam« – und wenn nicht, warum nicht. Aber der Einzelfall steht hier nicht im Fokus, sondern das Muster: Wir haben Werte, unsere Lebensform ist wertebestimmt, während die anderen nicht einfach andere Werte haben, sondern gar keine. Während also beim ersten Muster das Werte-Sprachspiel der Inklusion dient, der Eingemeindung möglichst aller, steht beim zweiten Muster die Exklusion im Vordergrund: Wir haben, was andere nicht haben, nämlich Werte. Die Frage darf erlaubt sein, ob derartiger Werte-Exklusionismus nicht die manichäische Weltansicht reproduziert, die er – etwa in Gestalt des »politischen Islam« – zu bekämpfen vorgibt.

Ob inklusorisch oder exklusorisch – die Allgegenwart der Rede von Werten macht mehr als nur neugierig: Was sind das denn für Werte, deren Existenz und normative Verbindlichkeit mit dem Reden über sie beglaubigt zu werden scheinen? Da erkundigt man sich am besten wieder bei der obersten Werthüterin, der Kanzlerin, deren Einlassung in Sachen Trump ja nicht einfach nur in einer Talkshow dahingesagt war, sondern ein offizielles »Pressestatement«. Darin wird Merkel ja sehr konkret. Die Werte, die Deutschland (nicht, wie 2015, Europa!) und Amerika verbänden, seien »Demokratie, Freiheit, Respekt vor dem Recht und der Würde des Menschen, unabhängig von Herkunft, Hautfarbe, Religion, Geschlecht, sexueller Orientierung oder politischer Einstellung«. So flüssig das klingt, so ratlos machen doch nähere Rückfragen: Ist Demokratie ein Wert und nicht vielmehr eine Staatsform, über deren Wertigkeit man im Einzelnen sehr genau Buch führen müsste? (War es nicht die attische Demokratie, die Sokrates wegen Gottlosigkeit und Verderben der Jugend zum Tode verurteilte?) Ist Respekt ein Wert und nicht vielmehr eine Haltung? Und schließlich die Freiheit: Ist sie ein Wert oder ein Zustand (Abwesenheit von Zwang) oder eine Möglichkeit (Dinge zu tun, andere zu lassen) oder eine

Tugend? Fragt man genauer nach, was denn daran Werte sind, tut sich ein Abgrund von Fragen auf. Übrigens keineswegs nur, wenn man die Verlautbarungen der Kanzlerin analysiert.

Warum also Werte? Und für wen?

2 Werteernüchterung

An ihrer medialen Präsenz gemessen, sind Werte allgegenwärtig. Sie werden – egal ob im einschließenden oder ausschließenden Modus – angeboten als letzter Kitt unserer Gesellschaft, als Bollwerk gegen den von allen Seiten drohenden Untergang. Es scheint, wenigstens in den politik- und meinungsmachenden Kreisen, eine Art von säkularer Wertereligion zu geben. Diese Wertereligion duldet keinen Widerspruch gegen die Existenz der Werte, ist jedoch gleichzeitig sehr tolerant gegenüber allen möglichen Werten in allen möglichen Verhältnisbestimmungen. Die medial-politische Wertereligion legt keine obersten Werte fest und ist hochgradig unbestimmt, wenn es um die Beziehung einzelner Werte zueinander geht. Wie beispielsweise – nehmen wir einmal die beiden von der Kanzlerin erstgenannten Werte – müssen wir uns die Beziehung von Demokratie und Freiheit denken? Offensichtlich gerät die Freiheit des Individuums an den Entscheidungen der politischen Mehrheit oft genug an Grenzen. Was soll mehr zählen? Und wie entschiede man im Konfliktfall, würde man antworten, beides zähle gleich?

Die säkulare Wertereligion gründet auf Sprechhandlungen: Sie evoziert unentwegt die Existenz von Werten, indem sie über Werte redet, als ob es sie einfach so gebe. Nun ist aber leider die Allgegenwart der Rede von Werten kein Beweis für die Allgegenwart der Werte, ja nicht einmal für die Existenz von Werten – ebenso wenig, wie die Rede von Gott ein Beweis für Gottes Existenz ist. Misstrauischen Beobachtern dürfte es leicht in den Sinn kommen, ein umgekehrt proportionales Verhältnis von Werte-Rede und Werte-Existenz zu vermuten: Je mehr man über Werte reden hört, desto mehr verflüchtigt sich ihr Sein (Analoges könnte auch von Gott gelten).

Werte gibt es nicht. Jedenfalls nicht so, wie es Schuhe, Bankkonten, Birnbäume oder Straßenbahnen gibt. Dies einzuräumen wird dem Werte-Redner nach kurzem Nachdenken nicht schwerfallen: Eine physische Existenz haben Werte offensichtlich nicht; wir können sie nicht auf freier Wildbahn beobachten wie Murmeltiere, Mäusebussarde oder Menschen, auch nicht wie Planeten, Pfannen oder Postanweisungsformulare. Der Werte-Redner wird sagen, die Existenzform der Werte sei eine geistige; so wie Zahlen geistige Wesenheiten sind, die es gibt, ohne dass sie physische Gegenstände wären. Bei derartigen

geistigen Gegenständen wird man gemeinhin indes verlangen, dass man von ihnen einen klaren und distinkten Begriff gewinnen kann. Von einer Zahl wie 4 oder 3.342.349 kann man einen solchen Begriff bilden. Aber kann man es von einem Wert – etwa der Demokratie als Wert oder der Freiheit als Wert? Ist der klare und distinkte Begriff, den ich mir beispielsweise von Freiheit als Wert bilde, identisch mit dem Begriff, den Sie sich davon bilden – so wie der klare und distinkte Begriff von 4 als Quadratwurzel von 16 für Sie und mich gilt? Wenn Sie und ich aber andere Begriffe von Freiheit bilden, wie können wir dann ausschließen, dass wir unter demselben Namen zwei ganz unterschiedliche Werte haben? Und wenn das so wäre, auf welche Weise können wir dann vom geistigen Sein der Werte sprechen?

Auch wenn man diese lästigen ontologischen Fragen unwillig abschüttelt und auf die von den jeweiligen Sprechern unabhängige Existenz von Werten pocht, ist man damit nicht notwendig aus dem Schneider. Denn ein historischer Befund irritiert in hohem Maße: Die Rede von Werten als etwas, was es an sich gibt, ist menschengeschichtlich sehr jung. Seit Menschengedenken hat man in vielen Sprachen vom Wert einer Sache gesprochen: vom Wert des Hauses, vom Wert des Sklaven oder vom Wert der guten Beziehungen zum König.

Wert scheint einer der ursprünglichsten ökonomischen Begriffe zu sein, auch wenn er als ökonomischer Begriff keineswegs so klar ist, wie er auf Anhieb vielleicht scheint – zumal dann nicht, wenn man Wert subtil von Preis unterschieden wissen will. Max Weber spricht deshalb vom Wert als »Schmerzskind« der Ökonomie, nämlich als einem »Terminus«, der »überhaupt keiner begrifflich klaren Analyse standhalten« kann (Weber, 1985, 208 f.). Wert ist in dieser ökonomischen Sprechweise immer der Wert von etwas, also nicht etwas, was es an sich gibt, sondern etwas, was von etwas anderem ausgesagt wird – die Eigenschaft, das Attribut einer Sache, die auch sonst noch alle möglichen Eigenschaften hat. Beispielsweise ist diese Sache grün, zehn Hektar groß, leicht hügelig und ein Paradies für Kühe: Für den Bauern, der diese satte Bergwiese besitzt, ist sie überdies noch wertvoll.

Wert in ökonomischem Kontext ist nicht nur stets der Wert von etwas. Als Wert von etwas ist dieser Wert sehr stark von den Bedürfnissen desjenigen abhängig, der etwas als wertvoll deklariert. Und diese Bedürfnisse können sich je nach Umständen grundlegend ändern: Nach drei Wochen eisernem Fasten ist ein eingetrockneter Brotkanten für mich ungemein wertvoll, während ich denselben Brotkanten nach einem üppigen Mahl achtlos liegen lassen werde. Wirtschaftliche Werte sind Werte von etwas und haben immer nur situative Geltung. Eine aufgeklärte Ökonomie kennt nichts an sich Wertvolles.

Was nun im 19. Jahrhundert geschieht, ist bemerkenswert: Einige Philosophen – darunter Hermann Lotze, Eugen Dühring, Wilhelm Windelband und Friedrich Nietzsche – kapern den ökonomischen Begriff des Werts und stellen ihn frei, lösen ihn also ab von dem Gegenstand, dessen Wert im Wirtschaftsleben verhandelt wird. Der Wert hört auf, ein Attribut zu sein, und wird Substanz. Dass der Begriff »Werte« aus der Ökonomie in die Philosophie übernommen wurde und von da aus seinen Siegeszug angetreten hat, ist also nicht das untrügliche Merkmal der schleichenden Ökonomisierung unserer Lebensverhältnisse. Vielmehr wird der Wertbegriff von den Philosophen bewusst usurpiert und nicht nur von seiner Anbindung an einen Gegenstand freigestellt, sondern oft auch von seiner Situativität. Zahlreiche Wert-Philosophen erwecken den Anschein, als sei ein Wert etwas, was es unabhängig von der Situation gebe, in der sich jemand befindet, der sich auf diesen Wert bezieht. Dabei handelt es sich aber wahrscheinlich nur um eine optisch-moralische Täuschung.

Nun hat es Ethik, das philosophische Nachdenken über das Gebotene, bereits mindestens 2.500 Jahre länger gegeben als das philosophische Reden über Werte. Und schon lange vor der Erfindung der Philosophie haben Menschen »gut« und »böse« oder »gut« und »schlecht« unterschieden, moralische Weltordnungen postuliert. Sehr lange Zeit ist es den Religionen und den Metaphysikern gelungen, solche Weltordnungen zu stabilisieren. Das Gute und das Böse schienen gewiss, fest und sicher. Mochten die Philosophen sich auch unterschiedliche Definitionen ausgedacht und sich darüber bitter zerstritten haben – die allgemeine Moralgewissheit blieb davon viele Jahrhunderte unberührt.

Erst in jener Epoche, die wir die Neuzeit nennen, zeichnete sich ein grundlegender Wandel ab. Dieser Wandel bestand darin, dass divergierende Modelle des Guten und des Bösen zueinander in offene Konkurrenz traten. Das fing an mit der oft blutigen Auseinandersetzung der unterschiedlichen christlichen Konfessionen, die im selben kulturellen Raum jeweils für sich selbst exklusiv das Gutsein in Anspruch nahmen und den Anhängern der jeweils anderen Konfession vorwarfen, mit dem Teufel im Bunde und daher böse zu sein. Dies setzte sich fort in der Auseinandersetzung der politischen Ideologien, die sich im Zeitalter der Aufklärung, der Amerikanischen und der Französischen Revolution allmählich formierten und ebenfalls oft zur manichäischen Sicht neigten, das Eigene für absolut gut und das Andere für absolut böse zu halten. Diese absoluten Geltungsansprüche zuerst religiöser, dann ideologischer Art hatten auf Dauer die Tendenz, sich gegenseitig abzunutzen und so zu neutralisieren. Gut und Böse zerfaserten.

In diesem weltgeschichtlichen Augenblick kamen Philosophen auf den Gedanken, sich im Vokabular des Wirtschaftslebens zu bedienen und Werte, nament-

lich moralische Werte in Kurs zu setzen, denen nicht mehr das dogmatische Absolutheitsgebaren des herkömmlichen Guten anhaftete, aber dennoch auf Geltung Anspruch erhoben. Die Philosophen stritten fortan, ob Werte denn nur etwas Formales oder doch etwas Materiales sein sollten, und manche waren mit Max Scheler der Meinung, es gebe »Werttatsachen als *Urphänomene*, die keiner weiteren Erklärung zugänglich« seien (Scheler, 1954, 267). Aber im Wesentlichen glaubten das doch nur diejenigen, die selbst solche Werttatsachen entdeckt zu haben wähnten – die meisten etwas misstrauischeren Beobachter glaubten es nicht. Denn mit den Werten kam unvermeidlich moralische Pluralität in die Welt. Werte gibt es immer nur in der Mehrzahl.

Hätten die Philosophen die Werte nicht aus dem ökonomischen Gebrauch hochprozentig destilliert, wäre die Bildungswelt vom kollektiven Werterausch verschont geblieben, die Popularisatoren des Redens von Werten wie Nietzsche geschürt haben. Die Geschichte der Werte ist wesentlich die Geschichte einer philosophischen Aneignung außerphilosophischer Begrifflichkeit, ihrer philosophischen Aufladung und ihrer ausgreifenden Popularisierung.

Werte gibt es. Aber nicht als physische oder geistige, sondern als kommunikative Realitäten. Werte sind, insofern wir über sie sprechen, insofern wir sie durch unsere kommunikative Interaktion zum Leben erwecken. Werte sind, insofern sie im Gespräch sind.

3 Werteversteinerung

Diejenigen, die in den Werten den letzten Kitt unserer Gesellschaft und das Bollwerk gegen den allenthalben drohenden Untergang zu erkennen wännen, tun sich schwer mit dem Gedanken, dass allein die Rede es ist, die dieses Bollwerk aufrechterhält. Trotzdem werden sie bemüht sein, bestimmte Redeweisen immer wieder zu Gehör zu bringen und andere tunlichst zu unterdrücken. Sie werden beispielsweise den sogenannten Assassinen-Spruch »Nichts ist wahr, alles ist erlaubt« (Nietzsche, 1999a, 399) als entsetzliche Zumutung aus ihrem Rede- und Denkhorizont zu tilgen trachten. Sie werden stattdessen den Staat als jene Instanz identifizieren, die der Gesellschaft ein stabiles, strukturelles Rückgrat gibt. Und sie werden, in kritischer Reflexion geschult, darauf kommen, dass der Staat in der Moderne sich ein grundsätzliches Legitimationsproblem eingehandelt hat: Er erscheint nicht länger intrinsisch gerechtfertigt als Selbstzweck, der selbstverständlich Vorrang vor den Interessen der Individuen genießt. Auch durch seine bloße Schutzfunktion für Leib und Leben seiner Bürger ist er nicht ausreichend gerechtfertigt. Erweiterte Erwartungen werden an ihn herangetragen: Er soll sich legitimieren durch Wohltaten, die er seinen Bürgern erweist, durch umfassende Fürsorglichkeit.

Nun ist Legitimierung durch Wohltaten eine Praxis, in der sich Herrscher immer schon geübt haben, wozu ihnen in der Vergangenheit aber oft genug die Möglichkeit offenstand, dafür Dritte, Unterjochte auszupressen – kolonisierte Völker beispielsweise –, denen man nehmen konnte, was man den eigenen Bürgern gab. Wenn diese Möglichkeit entfällt und die Wohltaten versiegen, weil die Mittel des Staates erschöpft sind, scheint die Geschäftsgrundlage im Verhältnis von Staat und Bürgern zu entfallen, und das Wehgeschrei ist entsprechend groß.

Sieht man angesichts dieser sich abzeichnenden Lage den Staat in Rechtfertigungsnotstand geraten, laufen die Werte-als-Bollwerk-Theoretiker zu Hochform auf: Ihnen erscheinen die Werte als ideale Kandidaten, für das Verhältnis von Staat und Bürgern eine neue Geschäftsgrundlage zu etablieren. In der von diesen Theoretikern vorangetriebenen Form der politischen Kommunikation erscheinen Werte als etwas, was an sich ist – als etwas, dem man um seiner selbst willen folgt. Dann wird anstelle von Sachpolitik Wertepolitik eingefordert. Werte adeln Politik, die ohne Werte angeblich in bloße Verwaltung oder Interessenbewirtschaftung abglitte. Wahlkämpfe erscheinen dann als großes Ringen um Werte und ihre Dominanz: Während eine Seite beispielsweise die Werte der Inklusion und der Besserstellung zurückgesetzter Bevölkerungsgruppen in den Vordergrund stellt, beharrt die andere Seite auf den Werten nationaler Größe und Selbstbestimmung.

Wer hingegen weder daran glaubt, dass Werte das letzte Bollwerk gegen den allseits drohenden Untergang zu sein vermögen, noch daran, dass sich aus dem kommunikativen Sein der Werte doch so etwas wie ihr An-sich-Sein ableiten lasse, wird nüchternere Fragen stellen: Hilft Wertepolitik, Akzeptanz für konkretes politisches Tun zu finden? Ist Wertepolitik ein Ausweg aus der drögen Logik der Sachzwänge? Sind Werte die Utopien der Gegenwart, durch die der politisch Handelnde über sich hinauswächst? Aber der misstrauische Beobachter wird die Utopie in kleine politische Münze umrechnen: Was bleibt bei wertepolitischen Taten am Ende des Tages übrig?

Sicher, den strategischen Vorteil der Wertepolitik, die immer Werte-Rede ist, wird auch der misstrauische Beobachter nicht leugnen: Werte übersetzen Politik in vermeintlich Fassbares, in Wählbares, in ganz große Scheine. Der strategische Vorteil ist besonders sichtbar, wenn man als Wähler nur alle paar Jahre zur Urne gerufen wird, nicht um über konkrete Sachfragen zu entscheiden, sondern um einen Abgeordneten zu wählen, der dann stellvertretend für den Wähler in allen Sachfragen entscheiden soll. Hat man früher vielleicht Parteiprogramme zur Kenntnis genommen, werden jetzt Werte verlangt. Aber es scheint dem Beobachter, die Fallhöhe sei in der Wertepolitik besonders beträchtlich. Denn Werte machen das Kleine ganz groß. Und vieles Kleine ver-

trägt diese luftige Größe nicht, zu schweigen vom Umstand, dass der Umgang mit dem Großen oft ausgesprochen schwierig ist.

Nimmt man beispielsweise die »christlichen Werte«, auf die Werte-als-Bollwerk-Theoretiker gerne bauen: Es entbehrt nicht der Ironie, dass es ausgerechnet Friedrich Nietzsche war, der als Allererster von ihnen gesprochen hat (Nietzsche, 1999b, 250) – jedoch nicht in lobender, sondern in verunglimpfender Absicht. Sklavenmoral, Selbstverachtung, Weltverleugnung, Diesseitsherabsetzung standen dafür. Bis zu Nietzsche war es Christen nie eingefallen, von christlichen Werten zu reden. Erst im 20. Jahrhundert haben »christliche Werte« positiven Kredit gewonnen, einhergehend mit dem Niedergang des christlichen Glaubens, felsenfester christlicher Glaubensgewissheit. Denn unter »christlichen Werten« kann jeder sich vorstellen, was er will.

Und ein Letztes wird der misstrauische Beobachter zu bedenken geben: Ideologien sind das Packeis von Werten. Darin sind Werte festgefroren, so fest, dass jede Molekülbewegung aufgehört hat. Eine Ideologie ist ein fest gefügtes Gruppenwertesystem mit Ausbreitungsantrieb: Es will sein Eis universal werden lassen; alle Menschen sollen sich von ihm einfrieren lassen. Egal ob im Kommunismus, Islamismus, Nazismus.

4 Werteverflüssigung

Wer sich nach der Wahl von Donald Trump in der deutschen Presse ein Bild von dem zu machen versuchte, was jetzt anstehe und wie man damit umzugehen habe, war mit einem reichlich heterogenen Meinungsspektrum namentlich im Blick auf die dabei viel bemühten Werte konfrontiert. Eine lautstarke Gruppe von Kommentatoren vertrat die Ansicht, der künftige Präsident habe schon während seines Wahlkampfes die amerikanischen oder gar die universellen Werte verraten, während eine deutlich leisere und kleinere Gruppe bei der Auffassung verharrte, Trump vertrete sehr wohl Werte, bloß seien es die des letzten oder vorletzten Jahrhunderts. Andere monierten, die vom Wahlsieg schockierten intellektuellen und politischen Eliten hätten sich in einer Wunschwelt ihrer eigenen Werte eingerichtet und diese für universell ausgegeben, um jetzt unsanft eines Besseren belehrt zu werden. Wie immer sich die Leserin, der Leser zu diesem dissonanten Wertediskursecho verhalten mögen: Interessant ist seine irreduzible Vielstimmigkeit. Steht Trump jetzt für oder gegen Werte? Stehen seine Gegner für oder gegen Werte?

Manche Besonnenen machen sich sogar schon Gedanken darüber, dass die Trump-Wähler vielleicht doch nicht einfach nur Modernisierungsverlierer sind. Und diese Besonnenen sinnen darüber nach, dass sogenannte Populismen

dies- und jenseits des Atlantiks vielleicht nicht in Schranken gewiesen werden können, indem ökonomisch Zurückgesetzte, die in Wahlen ihr Mütchen kühlen, einfach nur fürsorglich unterstützt, noch mehr in Watte eingepackt werden, um derart ruhiggestellt zu willfährigen Wählern der Konsensparteien zu mutieren. Es könnte ja sein, dass die wählende Mehrheit tatsächlich und ernsthaft glaubt, es gehe in der Gegenwart etwas verloren, die angestammte Kultur beispielsweise, die Traditionen, kurzum: das Eigene, das von »Eliten« mutwillig verspielt werde. Vielleicht ist Globalisierung gar nicht so sehr ein ökonomisches, sondern ein Identitätsproblem. Dem kann man nicht abhelfen, indem man die Wähler für Idioten hält (das kann man zwar tun, muss dann aber konsequenterweise auch die Demokratie mit ihren Mehrheitsentscheidungsverfahren abschaffen). Es hilft ebenso wenig, zunehmend hysterisch auf der Universalität und Unaufgebbarkeit der eigenen Position zu beharren.

Hochgerechnet ist das für den Zustand der gegenwärtigen Kultur typisch: Die Interessen der Individuen individualisieren sich; es gibt keinen stabilen Konsens mehr, sondern immer wieder Neukonfigurationen je nach Situation. Wenn Werte aus Wertschätzungen hervorgehen, ist es ganz normal, dass sie sich je nach Umständen bei denselben Leuten anders ausprägen – weil je nach Umständen die Wertschätzungen sich wandeln. Und die Werte selbst sind äußerst heterogen, selbst dann, wenn sie – wie zum Beispiel die »Freiheit« – unter identischem Namen auftreten, aber für jeden, der sich dazu bekennt, jeweils etwas anderes bedeuten.

Man könnte sagen, das Auftreten der plakativen Rede von Werten bei gleichzeitig notorischer Unbestimmtheit, was Werte sind, sei ein Symptom der allgemeinen Verwischung. Nur müsste man dann hinzufügen, dass Verwischung positiv ist: Kultur braucht Verwischung. Kultur ist, zu einem guten Teil, Verwischung.

Mit der Ausdehnung der Lebenssphären, der explodierenden Vielfalt an Möglichkeiten, die das Individuum hat oder wenigstens haben könnte, treten die Lebensbereiche der einzelnen Menschen immer weiter auseinander. Lebensbereichsausdifferenzierung ist das Problem, die gewaltige Zentrifugalkraft der Diversifikation. Das verschafft sich in den diversen Populismen Gehör, die die Suggestion erzeugen, man könne wieder zu einer engeren Welt zurück, mit fest gehegten, klar umrissenen, lokalen oder nationalen Werten. Diese Suggestion erzeugen allerdings auch die, die auf der anderen Seite die unerbittliche Universalität und Unverhandelbarkeit der Werte predigen. Da ersetzt der Universalismus die Scholle als Heimat.

Entscheidend ist, diese zentrifugalen Kräfte nicht als Gefahr, sondern als Chance wahrzunehmen. Menschen sind, weil sie keine Bäume sind, notwen-

digerweise entwurzelte Wesen. Und das ist gut so, denn sie sind zur Bewegung verurteilt. Mit jeder Bewegung ändert sich die Perspektive, und das Werte-Set muss sich anpassen. Werte sind immer im Plural und in ständiger molekularer Bewegung, solange nicht ein Ideologe die Zementierung verlangt. Weder gibt es den einen Wert noch eine feste Hierarchie der Werte.

Fällt dann, wird der Werte-als-Bollwerk-Theoretiker dazwischenrufen, nicht alles in Stücke, als willfähige Beute des Nihilismus? Ganz im Gegenteil. Wir sind eine in der Pluralität der Werte sehr gut funktionierende Gesellschaft. Gerade die Instabilität und Variabilität der Werte macht diese Gesellschaft hochgradig leistungsfähig. Zu den Schattenseiten gehört, dass man diese Instabilität als bedrohlich empfindet (vielleicht ist sie es auch, womöglich muss sie es sein). Eigentlich müsste doch jeder und jedem klar sein, dass eine Gesellschaft, in der immer mehr möglich ist, in der eine immer größere Bandbreite von Lebens-, Denk- und Fühlformen akzeptiert wird, notwendig heterogener wird. Das ist keine Frage des Kulturverfalls, sondern der Arithmetik. Das Reden von Werten ist, richtig verstanden, ein Versuch, das aufzufangen und flexibel damit umzugehen. Für die Kultur, die diese Gesellschaft ausgeprägt hat, ist der Selbstzweifel charakteristisch. Aber es handelt sich um die beste der bisher möglichen, menschlichen Kulturen: Weil sie sehr vieles möglich macht – mehr als alle anderen Kulturen es je gemacht haben.

Auf die Werte zurückbezogen: Sie sind Medien der Relativierung. In einer »Wertegesellschaft« sind Werte immer in Gesellschaft, das heißt, sie kommen sich unentwegt ins Gehege und relativieren sich gegenseitig, sie kommunizieren und interagieren miteinander. Ihre Quecksilbrigkeit – sie können sich mit allem Möglichen amalgamieren – ist positiv, wenngleich ihre mögliche Toxizität nicht unterschätzt werden sollte.

Und noch ein Letztes: Der Staat legitimiert sich dadurch, dass er eine Gesellschaft ermöglicht, in der Werte frei konvertibel sind. Die Zukunft der Werte ist eine Zukunft der Beweglichkeit.

Das Wichtigste in Kürze

- Auf Werte wird sich inflationär häufig berufen. Aber kaum jemand gibt sich Rechenschaft darüber, was dieser Gebrauch eigentlich bedeutet.
- Versuche, Werte ein für alle Mal festzuschreiben, sind ideologisch und eine Bedrohung der freien Gesellschaft.
- Werte müssen in Bewegung bleiben, weil Menschen Wesen sind, die in Bewegung sind.
- Entwurzelung ist jedem zu wünschen, der kein Baum oder kein Stein ist.
- Die Pluralität der Werte korrespondiert mit der Pluralität der Lebensentwürfe. Sie ist – wie der Relativismus – eine große kulturelle Errungenschaft.

Literatur

Hanfeld, Michael, 2016, TV-Kritik »Anne Will«. »Das kann man im öffentlichen Fernsehen nicht machen«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.11.2016, http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/tv-kritik/tv-kritik-anne-will-nora-illi-macht-offen-propaganda-fuer-den-is-14516141.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2 [18.11.2016]

Merkel, Angela, 2015, Pressestatements von Bundeskanzlerin Merkel und Bundeswirtschaftsminister Gabriel am 7. September 2015, <http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Mitschrift/Pressekonferenzen/2015/09/2015-09-07-merkel-gabriel.html> [15.12.2015]

Merkel, Angela, 2016, Pressestatement von Bundeskanzlerin Merkel zum Ausgang der US-Präsidentschaftswahl am 9. November 2016, <https://www.bundesregierung.de/Content/DE/Mitschrift/Pressekonferenzen/2016/11/2016-11-09-statement-merkel-us-wahlen.html> [18.11.2016]

Nietzsche, Friedrich, 1999a, Zur Genealogie der Moral, in: Colli, Giorgio / Montinari,azzino (Hrsg.), Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden, Bd. 5, München, S. 245–412

Nietzsche, Friedrich, 1999b, Der Antichrist, in: Colli, Giorgio / Montinari,azzino (Hrsg.), Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden, Bd. 6, München, S. 165–254

Scheler, Max, 1954, Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. Neuer Versuch der Grundlegung eines ethischen Personalismus, Scheler, Maria (Hrsg.), Bern

Sommer, Andreas U., 2016, Werte. Warum man sie braucht, obwohl es sie nicht gibt, Stuttgart

Weber, Max, 1985, Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: Winkelmann, Johannes (Hrsg.), Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen, S. 146–214